

Nr. 52. **Bromberg, den 5. März** **1937**

Der Ruf der Heimat

Roman von Artur Brausewetter

(18. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Sie tun wahrhaftig, als wäre ich eine Schwerkranke und könnte ohne Sie überhaupt nicht mehr leben. Dabei tragen Sie an der ganzen Sache die Schuld."

„Daß weiß ich sehr wohl. Und deshalb will ich sie nicht vergrößern. Ob leicht oder schwer krank, das gilt mir gleich. Ich richte mich nicht nach Ihnen, sondern nach dem, was der Arzt mir zur Pflicht gemacht hat."

„Ihnen zur Pflicht? Es wird wirklich immer besser."

„Jawohl ... mir! Waren Sie denn nicht dabei, als er ausdrücklich sagte, daß Sie sich die kalten Umschläge unter keinen Umständen allein machen dürften, weil Ihr Fuß in völliger Ruhe bleiben müßte? Und daß das Wasser alle fünf bis sechs Minuten erneuert werden müßte, was Sie wiederum nicht allein tun können? Haben Sie denn gar nicht bemerkt, wie er mich dabei ansah?"

Ein grenzenloses Erstaunen ist in ihre Züge getreten. Sie erkennt ihn gar nicht wieder. Ist es denkbar, daß dieser Mensch derselbe sein soll, der da eben noch in der Stadt wie ein großer gescholtener Junge vor ihr stand und vor lauter Befangenheit nicht mehr ein und aus wußte?

Und jetzt diese Sicherheit, mit der er ihr gegenübertritt! Dieser überlegene Humor, mit dem er die ganze Angelegenheit behandelt, als wäre sie nichts als ein Abenteuer, das ihm gerade recht kommt, ihr seine Stärke zu beweisen.

„Also meine Umschläge wollen Sie mir auch noch machen?"

„Ich wüßte keinen Geeigneteren dazu."

„Wie gütig Sie sind! Ich glaube nur, daß dazu zwei gehören."

„Ganz richtig! Sie und ich! Und kein anderer. Oder meinen Sie, ich hätte nicht genug an dem Strafmandat, das man mir jetzt schicken und das bei restlos erwiesener Schuld gepfeffert genug sein wird? Und soll ich mich beim Eintreten böser Folgen auch noch ins Gefängnis schicken lassen? Nein, das möchte ich wirklich nicht. Schon weil ich Sie dann nicht mehr besuchen könnte und Sie es bei mir sicher nicht tun würden."

Sie kann sich nicht helfen. Sie muß lachen, so wenig ihr auch danach zumute ist und so energisch sie es auch zu unterdrücken sucht. Sie hat eine wundervolle Art zu lachen. So ganz ungezwungen und natürlich ist ihr Lachen. Dazu ist ein Klang in ihm, der melodiös ist und wie fein abgestimmte heitere Musik ertönt.

Durch den Flur, zu dem die Tür wieder offensteht und in dem die alte muffige Luft ist, geleitet er sie in ihr Zimmer.

Seltsame Erinnerungen steigen in ihm auf. Diesmal gibt er ihnen nicht nach. Nicht einmal in Gedanken.

„Wo wünschen Sie sich hinzulegen?" fragt er ganz sachlich. „Hier oder in Ihrem Schlafzimmer?"

„Ich sagte Ihnen wohl schon, daß ich nicht vorhätte, mich hinzulegen."

„Und ich erwiderte Ihnen, daß ich darauf bestehen würde. Oder soll ich vielleicht auch noch dies selber besorgen? Also hier oder nebenan?"

Da gibt sie ihren Widerstand auf.

„Wenn es denn sein muß, obwohl ich mich in meinem ganzen Leben eines solchen Quarks wegen noch nicht hingelegt habe, dann nebenan auf meine Couch."

„Einverstanden."

Sie begibt sich in die nebenan liegende Stube, dieselbe, in der damals die kleine Locki ihre Umwandlung vollzog.

Er aber freut sich seines Sieges, wie er sich kaum eines Sieges auf der Rennbahn gefreut hat.

Auf der mit einer reich gestickten altchinesischen Seidendecke geschmückten Couch sieht er sie liegen, lang ausgestreckt, den kranken Fuß bis auf das Knie entblößt. Auf einem Tischchen neben ihr steht eine Kristallschale mit kaltem Wasser und einem weißen Linnenumschlag darin.

Wie ein geduldiges Lämmchen, bereit, alles über sich ergehen zu lassen, liegt sie da. Um ihre Lippen schwebt ein mattes Lächeln, und aus den sonst so sicheren Augen trifft ihn ein immer noch empörter, dann wieder verlegener Blick.

„Und Sie wollten wirklich ...?"

„Selbstverständlich. Wozu habe ich denn meinen Samariterkursus durchgemacht?"

„Auch den haben Sie gemacht?"

„Jeder Sportsmann sollte es. Und ich freue mich, endlich einmal meine Künste beweisen zu können. Zudem ist es die gerechte Sühne."

„Also eine Bestrafung."

„Nein, eine Belohnung."

„Die Sie noch weniger verdient haben. Doch Sie erlauben, jetzt muß ich zuerst einmal meinen Verband lösen."

„Auch das ist meine Sache."

Er hat sich zu ihrem kranken Fuß herabgebeugt, ihn behutsam in seine Hand genommen. Nun löst er mit großem Geschick den Verband, wickelt ihn ab und wäscht die Wunde, die kaum noch blutet.

„Auch das?"

„Lauter brotlose Sachen!"

„Nun, brotreiche treiben Sie daneben doch auch", erwidert sie mit leichter Anzüglichkeit.

„Aber wie! Fragen Sie nur meinen Vater. Der wird Ihnen die Augen öffnen."

Er legt die erste Kompresse auf, die von solcher Kältewirkung auf die erkrankte Stelle ist, daß sie leicht erschauert.

Dann setzt er sich zu ihr.

„Ich war heute bei Ihrem Vater", sagt er, nachdem sie eine Weile schweigend gesessen.

„Sie? Bei meinem Vater? Nachdem Sie die ganze Zeit nichts hatten von sich hören lassen? Wie kamen Sie darauf?"

„Ich hatte mich um eine Stelle für ihn bemüht."

„Und er schlug sie aus."

„Woher wissen Sie das?"

„Ich dachte es mir."

„Sie erschien mir recht gut und annehmbar."

„Und doch hat er richtig gehandelt."

„Das meinen Sie auch?"
„Sie haben seinen Stolz unterschätzt."
„Mag sein."
„Er hatte ihn immer. Und der Stolz wächst, wenn es einem schlecht geht. Ich hätte genau so gehandelt."
„Sie! Das will ich glauben. Aber wir müssen den Verband erneuern."
„Jetzt schon?"
„Sechs Minuten sind vorüber."
„Sie sind schnell vergangen."
„Die Leitung befindet sich im Flur, nicht wahr?"
„Gleich rechts. Aber machen Sie es nur nicht wieder so furchtbar kalt."
„Ich mache es, wie es mir vorgeschrieben ist."
„Mit Ihnen ist nicht zu reden."
„Mit Ihnen um so netter."
Er kehrt zurück, legt die zweite Kompresse auf die Wunde, und sie findet, daß er eine weiche, geschickte Hand hat und alles sehr gut macht.
Es ist sehr warm im Zimmer. Oder kommt es ihm nur so vor?
Er tritt ans Fenster, öffnet es . . . ganz weit. Als ihm aber eine noch wärmere Luft entgegenschlägt, schließt er es wieder.
„Wunderbar", sagt er, „jede Art von Wetter kann ich vertragen. Die stärkste Hitze beeinträchtigt mich nicht, ja, ich liebe sie für den Sport. Aber die verhangene Schwüle ist mir fürchterlich."
Sie antwortet nicht. Ganz still ist es um sie. Lautlos fast. Kein Vogel singt. Kein Baum rauscht. Von der Kastanie löst sich ein welkes Blatt, flattert träge an dem Fenster vorüber, fällt auf die Erde.
„Ist es nicht seltsam?" fragt sie, „daß es jedesmal ein Unglücksfall gewesen ist, der uns zusammengeführt hat."
„Dann will ich sie preisen, die Unglücksfälle."
„Ich für meinen Teil hätte gern auf sie verzichtet. Das darf ich wohl sagen."
Die Stunden kommen und gehen, nehmen Flügel, rauschen auf ihnen durch die stille Stube, unhörbar.
Der Abend naht, sendet seine Vorboten, die sich in schattenhaften Umrissen um die Gegenstände legen. Ab und zu das Aufzucken eines Wetterleuchtens, das mit fahlem Licht durch das Zimmer zittert, in dumpfer Ferne grollend ein langsam verhallender Donner.
Dann ist die Stunde gekommen, in der man auseinandergehen muß. Lange genug hat Timm sie hinausgezögert, sieht jetzt aber ein, daß Anna Katharina recht hat und er sie verlassen muß.

*

Von der Diele her hallt ein Schritt.
Frau Sabine horcht auf. Den ganzen Tag hat sie auf ihn gewartet. Nein, nicht heute nur, alle die vorhergehenden Tage vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und ist jedesmal enttäuscht worden. Er bringt ja die einzige Abwechslung in ihr leer und eintönig dahinfließendes Leben, vermittelt die einzige Verbindung zwischen ihr und der Welt, in der sie einst mit vollen Zügen gelebt und jetzt eine Fremde geworden ist.
Sie kennt diesen Schritt, kennt jede Bewegung, kennt auch die leiseste Veränderung in ihm, weiß sofort, ob er frohbeschwingt daherkommt und voll guten Mutes oder sorgenschwer und bedrückt, ob er angenehme Nachricht bringt oder traurige.
Fast eine Woche lang hat sie ihn nicht mehr vernommen, eine für Friedrich Vandekamp ganz ungewöhnliche Zeit, für sie aber eine Geduldsprobe, in die sie sich gar nicht zu finden weiß. Denn Ausharren und Ergebung in das Unabänderliche hat sie trotz den Schicksalsschlägen, die in letzter Zeit mit erbarmungsloser Beharrlichkeit auf sie niedergeprasselt sind, immer noch nicht gelernt. Von dem Gereiftsein oder gar der Abgeklärtheit des Alters hat sie nichts erfahren. Alles in ihr ist Gärung und Auflehnung gegen unverdiente Fügungen, ist glimmender Groll und tief im Innern fressende Verbitterung. Der einzige Mensch, an dem ihr Herz hängt und dem sie sich mitteilt, ist ihr Schwiegersohn.
Warum er sie so lange hat warten lassen?
Sie weiß es ganz genau. Es ist seit ihrer Begegnung mit ihrer Tochter und deren unheilvollem Ausgang. Den hat er ihr nicht vergeben. Denn, so gut wie er zu ihr ist, sowie seine Frau mit im Spiele ist, steht er auf deren Seite, läßt nicht das geringste auf sie kommen, ihr kein Härchen krümmen.
Es ist etwas Rührendes um diese Liebe. Zugleich etwas ihr Unverständliches. Denn Frau Vandekamp . . .
Über den dunklen, schmalen Gang tappt der Schritt, tappt in einer Schwere, die sie nichts Gutes vermuten läßt und Sorgen kündet, nähert sich, macht vor ihrer Türe halt.
„Endlich!" sagt sie. Weiter nichts. Aber ein Seufzer der Befreiung entringt sich ihrer Brust.
„Ja, ich habe dich lange warten lassen, Sabinchen! Aber meine Frau ist noch so maßlos ergrimmt auf dich . . ."
„Und da hattest du Furcht . . ."
„Du weißt, daß ich keine Furcht habe. Warum redest du so etwas? Aber ich konnte dein Verhalten nicht billigen. Auf eine Kranke muß man Rücksicht nehmen. Ich muß es jeden Tag und jede Stunde."
„Ich aber als Mutter, habe es nicht nötig, meinem Kinde nach den Augen zu sehen und mich nach seinen Launen einzustellen."
„Ach, lassen wir das! Ich bin nicht hergekommen, um mit dir zu streiten oder dir eine Strafpredigt zu halten, die doch nichts fruchten würde. Ich wollte dir nur etwas mitteilen."
„Etwas Neues?" fragt Frau Sabine, und unverhohlene Neugierde läßt ihr Gesicht aufleuchten, gibt den harten grauen Augen einen fast lüsternen Glanz.
„Ja, etwas Neues."
„Und etwas Schönes?"
„Es kommt auf die Auffassung an. Timm hat sich verlobt!"
„. . . hat sich verlobt? Hör mal einer an! Nun, Zeit war es ja auch. Du hast es ja schon lange gewünscht. Warum freust du dich denn nun nicht, mein Junge, und machst ein ganz nachdenkliches Gesicht?"
„Weil ich mit seiner Wahl nicht einverstanden bin."
„So . . . so . . . Du bist nicht einverstanden. Das ist schlimm . . . Sehr schlimm. Wer ist denn das Mädchen? Ist sie nicht aus guter Familie? Vielleicht eine seiner vielen Lieben? Gar das geschniegelte und geschminkte Ding vom Theater, mit dem ich ihn das letztemal, als du mir die Karte schenktest, im Lichtspielhaus sah?"
„Gegen die Familie ist nichts einzuwenden."
„Ist sie nicht hübsch? Nicht klug?"
„Sie ist wohl beides. Aber sie ist arm . . . bettelarm."
Frau Sabine fragt nicht mehr. Regungslos, nur das graue Haupt ganz langsam einige Male hin und herschüttelnd, sitzt sie in ihrem Lehnstuhl. Sie kennt ihren Schwiegersohn. Sie weiß, daß es sein größter, sein einziger Wunsch seit Jahren ist, Timm möchte sich eine Frau erwählen, die Geld ins Geschäft bringt . . . recht viel Geld. Denn die Zeiten sind unsicher und schwer. Alles krankt, und nichts ist von Bestand. Selbst eine alte und so fest gegründete Firma . . . wer kann wissen?
Ja, sie kennt Friedrich Vandekamps Sorgen wie keine andere. Sie weiß, welch eine bittere Enttäuschung ihm der Sohn bereitet, wie er mitten durch seine Lebensrechnung einen dicken schwarzen Strich gemacht.
„Wie heißt sie denn?" fragt sie schließlich.
„Brackmann. Anna Katharina Brackmann."
„Doch nicht . . ."
„Jawohl. Philipp Brackmanns Tochter."
Eine lastende Pause.
„Was wird Frau Vandekamp dazu sagen?"
„Es wird nicht leicht, es ihr beizubringen."
„Nein, gewiß nicht leicht."
„Deshalb komme ich auch zuerst zu dir."
„Recht, mein Junge! Zu mir kannst du mit allem kommen. Aber Frau Vandekamp . . . Die Schönste und Reichste wäre ihr nicht schön und reich genug gewesen. Und nun Fräulein Brackmann . . ."
Sie hält inne. Langsamer noch und sinnender bewegt sich das graue Haupt von der einen Seite zu der anderen. Als wollte es den Bedenken, die ihre Seele hegt, den entsprechenden Nachdruck geben.
„Und eine Lehrerin! Nicht wahr, so sagtest du doch? Lehrerin, mein guter Junge, ist gewiß ein schöner und achtbarer Beruf. Aber sie sind nicht praktisch, und zu einer Kaufmannsfrau, noch dazu in einem so großen Hause. Ich kann mir denken, daß es für Frau Vandekamp eine etwas bittere Pille ist . . ."

Durch das Bedauern, das ihre Worte ausdrücken wollen, klingt eine etwas schlecht verhohlene Schadenfreude. Mit ihm hat sie Mitleid, versteht auch seine Enttäuschung. Ihrer Tochter gönnt sie diese Niederlage. Vollends nach dem letzten Zusammentreffen, an dessen unglücklichem Ausklang sie ihr die Schuld zumißt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sternenhimmel im März.

Von Dr. Dr. **Carl G. Cornelius.**

Wenn am 21. März nachts ein Viertel vor 2 Uhr die Sonne aus dem Zeichen der Fische in das des Widders tritt, beginnt kalendermäßig der Frühling. Das ist seit Anbeginn der Welt: eine Jahreszeit folgt der anderen im ewig gleichen Wechsel. Und doch, ein einziger kleiner Umstand hätte genügt, unser ganzes Leben in seiner gegenwärtigen Form unmöglich zu machen. Es gäbe keine Jahreszeiten und damit in nördlicheren Breiten keinen Pflanzenwuchs in unserem Sinne, wenn nicht durch die schiefe Erdachse im Raum die örtlich und zeitlich verschiedene Bestrahlung unseres Planeten durch das Tagesgestirn hervorgerufen würde. Eine geringfügige Zunahme der Sonnenwärme könnte dann nur im Winter eintreten, wenn die Erde sich dem Mittelpunkt unseres Systems etwas nähert, sonst herrschte stets die gleiche Tagesdauer von zwölf Stunden, und die Sonne erreichte jeden Tag die gleiche, dem Komplimentwinkel der geographischen Breite des Ortes entsprechende Höhe über dem Horizont.

Die zu den verschiedenen Jahreszeiten sich ändernde Stellung der Erde im Raum können wir nur an dem Wechsel der für uns sichtbaren Sternbilder erkennen. Wenn unser Planet in seinem Lauf um die Sonne einen bestimmten Punkt erreicht hat, läßt das Tagesgestirn gewisse Sterngruppen verschwinden, und unsere veränderte Stellung zur Sonne ruft jedesmal auch eine Änderung in der Sonnen-Stellung zu den Fixsternen hervor. So sahen wir von Oktober ab den hellen Sirius am Abendhimmel glänzen. Im kommenden Monat erlischt er in den Sonnenstrahlen, das heißt, die Sonne geht zugleich mit ihm auf und macht ihn vermöge ihres ungleich stärkeren Lichtes unsichtbar. Dagegen kommen auf der anderen Himmelsseite neue Sterne herauf. Im März sind Jungfrau, Bootes, Herkules und Leier zum erstenmal in diesem Jahre wieder am östlichen Abendhimmel zu sehen. Um 22 Uhr (Anfang des Monats 23, Ende 21 Uhr) stehen sie noch ziemlich tief. Hoch im Süden strahlt der gelbliche Regulus im sichelförmigen Bild des Löwen. Wasserschlange, Becher, Rabe und Schiff füllen den Raum zwischen ihm und dem Horizont. Zenithnah funkeln die sieben Sterne des Großen Bären, denen nach Norden zu Drache, Kleiner Bär, Cepheus und Kassiopeia folgen. Im Westen findet man die untergehenden Lichtpunkte des Großen Sechsecks, das während der Wintermonate die Augen jedes Sternenfreundes entzückte. Capella im Fuhrmann sowie Castor und Pollux in den Zwillingen stehen verhältnismäßig hoch, Sirius und die Orionsterne verschwinden bald ganz. Dazwischen glänzen Procyon im Kleinen Hund und der rötliche Aldebaran im Stier, an den sich die Sternhaufen der Hyaden und Plejaden anschließen. Oberhalb der letzteren ist Perseus zu finden.

Am Planetenhimmel macht sich ein langsam einsetzender Wechsel in der Beobachtungsmöglichkeit der Hauptobjekte bemerkbar. Venus erscheint nicht mehr so lange als Abendstern am Westhimmel, dafür schiebt sich Mars im Aufgang weiter vor und zieht zudem durch seine ständig wachsende Leuchtkraft in der zweiten Nachthälfte den Blick auf sich. Am Morgenhimmel erscheint erstmalig auch wieder Jupiter, der etwa zwei Stunden vor dem Tagesgestirn heraufkommt. Während der ganzen Dauer der Dunkelheit ist nur Neptun mit kleinen optischen Hilfsmitteln zu finden, der am 8. März seine Oppositionsstellung zur Sonne erreicht. Merkur, Saturn und Uranus bleiben unsichtbar oder unter so ungünstigen Beobachtungsbedingungen, daß die Betrachtung nicht lohnt.

Der Sonne Übertritt in das Kalenderzeichen des Frühlings war schon erwähnt. Die Tageslänge steigt von 10 Stunden 46 Minuten am 1. auf 12 Stunden 45 Minuten am 31. Der Mond zeigt folgende Hauptlichtgestalten: Letztes Viertel am 5. um 10 Uhr 17 Minuten, Neumond am 12. um 20 Uhr 32 Minuten, Erstes Viertel am 19. um 12 Uhr 46 Minuten und Vollmond am 27. um 0 Uhr 12 Minuten.

Deutsche Bildhauerkunst in Skandinavien.

Von Dr. **Johannes Jahn,**

Professor für Kunstgeschichte a. d. Universität Leipzig.

In der Stadthauptkirche zu Stockholm, St. Nikolai, steht ein Werk, eins der großartigsten, aber auch zugleich eins der seltsamsten, das die Bildhauerkunst je hervorgebracht hat: Der heilige Georg im Kampf mit dem Drachen. Es ist dies eine holzgeschnitzte Gruppe in überlebensgroßen Ausmaßen, zu der noch eine auf besonderem Postament kniende Prinzessin gehört. Um ihretwillen wird der Kampf geführt. Auf wild sich bäumendem Streitroß sitzt hoch aufgerichtet der junge Heilige, starr gepanzert, doch in schlanker Kraft. Hoch über sich hält er ein riesiges Schwert, um es im nächsten Augenblick auf den Drachen niedersausen zu lassen, der sich halben Leibes zu ihm emporhebt. Dieser Drache ist ein Ungetüm, das sich kaum beschreiben läßt. Ein mißgestalteter, knorpliger und stachliger Lindwurm hat den von Zähnen umstarrten Rachen aufgerissen und hält in klauenbewehrter Pranke einen zersplitterten Speer. Wirkliche Elchgeweihe mit ihren zackigen Schaufeln hat der Künstler da und dort in den Drachenleib eingesetzt, um das Stachlige und Wildzerrissene der Erscheinung zu steigern. Dieses Ungeheuer ist nicht die Ausgeburt einer zügellosen, das Groteske um seiner selbst willen suchenden Phantasie, sondern der Gegenpol zu dem in zielsicherem Willen gestrafften, von hellem Geist erfüllten jugendlichen Helden. Die chaotischen Mächte der Finsternis und die klar geordneten des Lichtes stehen sich hier in einem Kampf gegenüber, dessen Ausgang nicht zweifelhaft sein kann. Der Künstler, der diese Leistung vollbrachte, war ein Deutscher: Bernt Notke aus Lübeck. Sein Werk wurde vom schwedischen Reichsverweser Sten Sture als schwedisches Siegesdenkmal bestellt und in der Neujahrsnacht von 1489/90 in Stockholm enthüllt.

Welche geschichtlichen Voraussetzungen lagen dieser Bestellung zugrunde? Ausstrahlungen deutscher Kunst nach den skandinavischen Ländern lassen sich bereits seit dem zwölften Jahrhundert feststellen. Der Dom zu Lund im schwedischen Schonen schließt sich in Einzelheiten wie dem Chor und der Ornamentik rheinischer Großbauten, besonders dem Dom zu Speyer, so eng an, daß man mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit annehmen darf, er sei überhaupt von einem rheinischen Baumeister errichtet worden. Ähnliches gilt von den Domen zu Ripen in Südjütland und zu Viborg, und die eigenartige Kirchenbaukunst der Insel Gotland scheint von Westfalen her entscheidende Anregungen erfahren zu haben. Einen mächtigen Auftrieb erhielten die Beziehungen Deutschlands zu den skandinavischen Ländern durch die Hansa, jene wirtschaftlich-politische Organisation, deren Blütezeit unter Führung Lübecks mit dem Sieg über die Dänen 1370 begann, um etwa 150 Jahre lang anzuhalten. In einer Zeit größter politischer Zersplitterung Deutschlands hat sie eine deutsche Seeherrschaft über Nordeuropa geschaffen, hat im ganzen Ostseegebiet Wege erschlossen, auf denen nicht nur materielle, sondern auch kulturelle Güter nach dem Norden gelangen konnten. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts beginnt die große Zeit der Ausfuhr deutscher Kunstwerke, wobei sich der Norden besonders aufnahmefähig für Werke der Plastik erwies. Denn dem Mangel dort stand bei uns ein reiches Schaffen gegenüber, zumal in Lübeck selbst. Der politisch-wirtschaftliche Aufstieg dieser Stadt hatte auch einen künstlerischen zur Folge gehabt, und es entwickelte sich hier in der Bildhauerkunst eine Sonderrichtung, die zwar mannigfache Anregungen aus anderen deutschen Kunstgebieten aufnahm, dabei aber doch einen so bodenständigen Charakter bewahrte, daß man sie geradezu als „lübische" Kunst zu bezeichnen pflegt. Sie also wurde vornehmlich ausgeführt, und mancher Meister ist aus Lübeck nach dem Norden gezogen, um dort im Auftrage von Kirchen und Klöstern zu arbeiten.

Es gibt eine Gruppe lübischer Bildwerke von einheitlichem Werkstatt-Zusammenhang, ja vielleicht von einem einzigen Meister geschaffen; der urkundlich mehrfach erwähnte Johannes Junge hätte es sein können. Die Krone dieser Werke und eins der edelsten Erzeugnisse lübischer Kunst überhaupt ist ein um 1430 entstandenes, holzgeschnitztes Triumphkruzifix in der Kirche des schwedischen Klosters zu Vadstena. Dieses Brigittenkloster enthält aber noch weitere Holzbildwerke, so eine innig bewegte Gruppe der heiligen Anna

kelbdritt, wohl vom gleichen Meister, und ein etwa um die Mitte des 15. Jahrhunderts entstandenes Sitzbild der heiligen Brigitte, der das Kloster geweiht ist. Wir besitzen aus dieser Zeit in der gesamten deutschen Plastik nicht eben viele Werke, die sich mit diesem letzteren messen könnten, mit seiner schweren Monumentalität, dem tiefen Ernst und der Vergeistigung in den Zügen der Heiligen.

Die große Zeit spätgotischer Bildhauerkunst, die etwa durch die Namen Riemenschneider und Stoß gekennzeichnet ist, hat auch in Lübeck einige sehr bedeutende Meister hervorgebracht. Von Bernt Notke war schon die Rede. Doch gibt es von ihm noch weitere Werke jenseits unserer Grenzen, so den 1479 vollendeten Hochaltar der Domkirche zu Aarhus in Dänemark, der zum mindesten aus seiner Werkstatt stammt, weiter den für die Heiliggeistkirche in Reval gearbeiteten Schnitzaltar und die Kniefigur des Königs Karl Knudsson in Schloß Gripsholm. Neben Notke tritt der etwas jüngere Henning von der Heide, jenem künstlerisch verwandt. Auch er hat in Schweden gearbeitet oder doch Werke dahin geliefert. Die beiden letzten großen Vertreter lübischer Bildhauerkunst sind Benedikt Dreyer und Claus Berg. Von ersterem befindet sich nur weniges draußen, und zwar in Dänemark. Claus Berg dagegen hat, vermutlich im Auftrag der Königin Christine von Dänemark, ein jetzt in der St. Knudaskirche in Odensee befindliches Riesenwerk geschaffen: Den aus unendlich vielen Figuren zusammengesetzten Allerheiligenaltar, eine der letzten ganz großen Leistungen spätgotischer Bildnerei um 1520. Er vereinigt in seltsamer Weise wirklichkeitsnahe Lebendigkeit seiner heiligen Gestalten mit dem unbändigen Drang seiner Formen, alles mit strömender Bewegung zu erfüllen. Mit Claus Berg ist die große Zeit der lübischen Kunst zu Ende.

Es sind oft die besten Werke jener Meister, die sich jenseits unserer Grenzen im Norden erhalten haben. Dies bleibt für uns auf der einen Seite zu bedauern; auf der anderen aber mögen wir stolz darauf sein, nicht mittelmäßige, sondern repräsentative Zeugen deutscher Kunst bei unseren Nachbarvölkern im Norden zu wissen.

Der Bürstenbinder.

Eine Schnurre von **Josef Friedrich Perkonig.**

Sie haben eine köstliche Nachrede, die Bürstenbinder, sie sollen an ewigem Durst leiden, heißt es, aber sie wissen sich wohl zu verteidigen. Der Durst kommt nämlich von den Borsten und Haaren, behaupten sie, von einem winzigen Staub, der da beim Bürstenbinden entsteht, und es kann ganz gut so sein, denn sonst wäre nicht einzusehen, warum gerade die Bürstenbinder und nicht etwa die Faßbinder oder die Seilmacher so einem gesegneten Durst ihren Namen gegeben haben.

Auch der Bürstenbinder H., der freilich mehr erleidende als tätige Held dieser kleinen Geschichte, die sich im vorigen Jahrhundert wirklich ereignet hat, schlug nicht aus der Art; er nutzte redlich das feuchte Vorrecht seines trockenen Handwerks.

Da geschah es eines Abends, daß die verschworenen Freunde ihn völlig bezechten; es fiel ihnen nicht schwer, denn jener gefestigte Ruf verbot ja geradezu dem Bürstenbinder jeglichen Widerstand. So half er ihnen denn wacker bei ihrem Vorhaben.

Rauschige Zechbrüder sind nach der Mitternacht wahrlich nicht mehr wählerisch in der Übung eines fröhlichen Unsinns, sie sind nicht mit Maßen des hellen Tages zu messen, denn sonst würden sie manches Werk der Finsternis selbst verdammen. Sie schämen sich seiner zwar beim nächsten Licht, doch es ist nun einmal geschehen.

Wenn dem nicht so wäre, hätte es auch jenen gröhlenden und rülpsenden Kumpanen nicht einfallen können, den steifen Bürstenbinder in eine Kapuzinerkutte einzukleiden, auf eine Schreibtruhe zu laden und zu dem Kapuzinerkloster der Stadt zu bringen. Das aber taten die wackeligen Saufbrüder.

Sie rissen an der Türglocke und lieferten dem verschlafenen Bruder Pförtner den fremden Kapuziner ab, den auf der Straße aufgelesen zu haben sie vorgaben. Der entsetzte Pörtner übernahm den späten Gast und trug ihn auf seinen Schultern brüderlich in eine leere Zelle. Es mochte da auf irgend eine rätselhafte Weise ein zugereister Bruder in die Fallstricke der sündigen Welt geraten sein, der Teufel schläft nie, und er hat keine Achtung vor dem Kleid, keine Scheu vor der Tonsur. Mußte übrigens ein schwarzes Schaf sein, der da des Weines voll lag; seine Ordensschnur auf dem Kopf war vom Haar verwildert und verwuchert, wie der Berg von Gestrüpp. Domine, dem würde der Pater Guardian gehörig die Leviten lesen.

Am Morgen führte ihn der Pförtner in die Zelle, wo der fremde Bruder noch schnarchend lag. Sie hatten große Mühe, ihn zu erwecken, und als ihn der Pater Guardian andonnerte, da blinzelte er zunächst einmal mit den Augen, als könnte er an einen so lebendigen Traum nicht glauben.

Da aber kam die Frage noch einmal dahergedonnert: „Wer bist du, und woher kommst du?"

Jetzt gingen ihm die Augen doch auf, und sie sahen den unbekannten Ort, sahen die leeren Mauern, das große Kreuz an der Wand, sahen zwei alte, bärtige Männer, krebsrot war das eine Gesicht unter dem weißen Haar. Ach, das waren ja zwei Kapuziner — wie kamen die nur an sein Bett, und wo stand dieses Bett? — und er blickte an sich hinab, da lag ja ein Mensch in einer braunen Kutte, ein dritter Kapuziner, über den sich die anderen zwei beugten.

Und da stammelte er denn und erkannte seine eigene Stimme kaum: „Schaut's einmal . . . bei dem Bürstenbinder H. nach . . . Wenn der zu Haus ist . . . dann weiß ich nicht . . . wer ich bin . . ."



Bunte Chronik



Wenn das nicht Liebe ist!

Die 17jährige Stoja Mijitsch, die Tochter eines reichen Bauern in Greditza, verliebte sich rettungslos in einen armen Fuhrknecht. Als der Vater von der Liebschaft hörte, trieb er den Knecht mit Stöcken aus dem Hause.

Um zu verhindern, daß die Tochter ihm folge, nahm er ihr Schuhe, Strümpfe und die Kleider weg und schloß sie in ihrer Schlafkammer ein. In der Nacht kletterte Stoja aus dem Fenster und **lief barfuß und nur mit dem Nachthemd bekleidet durch tiefen Schnee** und dunkle Wälder in der kalten Winternacht fünfzehn Kilometer weit zu dem Dorf des Liebsten, vor dessen Tür sie halb erfroren zusammenbrach.



Lustige Ecke



Freundnachbarliche Beziehungen.



„Wir rächen uns an denjenigen, die über uns wohnen, sie treten immer mit den Füßen so hart auf!"

Verantwortlicher Redakteur: i. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.